

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 188.

Sonntag, 13. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(8. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käthe van Decker.

(Nachdruck verboten.)

Der wußte eigentlich nicht, was er mit dem ergriffenen Mädchen tun sollte. Für ihn war die Einsegnung ungefähr so etwas wie Impfen oder Examen oder dergleichen, was man bestehen mußte, wenn man bestimmte Ziele erreichen und mit den Forderungen des Staates in Einklang bleiben wollte. Und nebenbei hielt er auf kirchliche Beziehungen, weil diese zur Autorität des Gutsherrn beitrugen. Aber ergriffen war er noch nie im Leben von ihnen gewesen und erkannte sein flottes, lustiges Mädchen in diesem Zustande nicht wieder.

Aber die große Liebe zu seinem Kinde gab ihm doch instinktiv das rechte Verhalten ein. Er schloß es fest an seine Brust und tätschelte schweigend und etwas ungeschickt über das schimmernde Haar. Dann als er dachte, den Verhältnissen genug getan zu haben, schob er die noch immer Schluchzende seiner danebenstehenden Frau zu.

See, in ihrem aufgelösten Empfinden, wollte sich auch an deren Brust schmiegen, aber Frau Minchen, die dick, klein und sehr rot da stand, fand gar keinen Geschmack daran, Sees Tränen auf ihrem schwarzseiden umspannten Busen zu fühlen. Sie empfand in diesem Augenblick nur, wie schrecklich unvorteilhaft ihr Kind aussah, mit dem dickverweinten Gesicht, dem an Vaters Brust zerwühlten Haar und dem beim Anien achtlos zerknüllten leichten Wollkleid, das so wie so auf der noch unentwickelten, edigen Figur nirgends recht sitzen und sich grazios schmiegen wollte.

Und daneben Fränze, wie eine Rosenknospe, vielleicht nicht einmal direkt hübsch, aber so jung und blühend, das weiße Kleid wie eine Wolke die runden, weichen Formen umhüllend, nichts in Unordnung, nichts verdrißt, keine Tränen Spuren in den strahlenden, blauen Augen, nur eine fleidsame, schwärmerische Ergriffenheit darin, — ein süßes, junges Menschenkind!

Nie war der Vergleich so schroff und aufdringlich gewesen wie in diesem Augenblick. Frau Minchens Herz zuckte und blutete unter ihm. Ganz flüchtig legte sie den Arm um Sees Körper und schob sie dann von sich.

„Weine doch nicht so! Was ist denn da zu weinen?“ raunte sie hastig. „Du hast schon eine ganz dicke Nase und das Spizentaschentuch ist quatschnaß!“

Und damit dirigierte sie die erschreckt Zusammenzuckende dem Bruder zu und wandte sich an Fränze, der sie liebevoll einen mütterlichen Kuß auf die runde, weiche Wange drückte.

In Sees Stimmung waren ihre Worte wie ein kalter Wasserstrahl gefallen. Augenblicklich versiegt ihre Tränen, sie drückte das quatschnasse Spizentaschentuch krampfhaft in den Händen zusammen und sah hilflos und fast ohne Besinnung in Eugens Gesicht.

Der hatte nicht gehört, was die Mutter sagte, aber er sah es an Sees verstörtem Blick und in diesem Augenblick tat sie ihm so leid, und er lächelte so herzlich mit ihr, daß er seine sonstige Unbeholfenheit und schüchterne Zurück-

haltung unwillkürlich überwand und die Hand hob, um See liebevoll tröstend an sich zu ziehen.

Aber die hatte kein Auge dafür. Sie war so verstört und aus der Fassung gebracht, so von dem Wunsche beseelt, nur fertig mit all dem zu sein, daß sie keinen Blick auf ihn warf, die ihr entgegengestreckte Hand nur ganz flüchtig berührte und dann hastig vorwärts strebte, die Reihe der Freunde und Bekannten entlang, dem Ausgange der kleinen Dorfkirche zu.

Der Junke Sympathie, der in Eugens Herzen eben hell und warm aufgesprungen war, erlosch so schnell, wie er gekommen, seine Hand sank wieder schlaff herab und sein Blick wurde stumpf. Die brauchte ihn und seine Liebe eben so wenig wie irgend ein anderer. Es war ganz überflüssig gewesen, sich deshalb zu bemühen.

Die damit angeschlagene Stimmung lag schwer und drückend auf ihm während des ganzen, nach Sitte der Gegend laut und festlich begangenen Tages, an dem er sich mitten im Kreise der guten Freunde und getreuen Nachbarn ebenso einsam und verlassen fühlte wie See, deren Herz noch immer nachzitterte unter dem Mikton, den die Mutter in ihre gehobene und innige Stimmung gebracht hatte.

Die beiden Kinder des Hauses waren die einzigen, die still und nachdenklich unter den gut tadelnden und fröhlich toastenden Gästen saßen. See wurde zwischendurch als Hauptperson des Tages mit einigen blumigen Worten gefeiert, natürlich mit Fränze in Gemeinschaft, aber wenn das vorüber war, kümmerte sich niemand wesentlich um sie. Nicht einmal ihr einstiger Kinderfreund und jetziger Tischnachbar Rolf Schweichler, an dessen anderer Seite freilich Fränze saß, Fränze, mit der sich amüsanten Blandern und lustiger Lachen ließ und an deren reizendem Gesichtchen man sich mehr erfreute als an See, die heute wirklich weniger als je ihren beau jour hatte. Rolf Schweichler sah Muttters unzufriedene, mahnende Blicke und jedesmal, wenn sie ihn besonders streng trafen, wandte er sein hübsches, lebensvolles Gesicht nach der anderen Seite und sagte ein paar freundliche Worte zu See, die diese aber immer nur kurz oder gar nicht erwiderte.

Da sah er wirklich nicht ein, warum er sich so viel unnütze Mühe machen und die amüsante Blanderei mit der rotbraunen kleinen Here so oft unterbrechen sollte. Er hatte immer große Stücke auf See gehalten, sie war so ein lieber, ehrlicher, gescheiter Kerl und viel verständiger als das kleine Häßchen Fränze. Das heißt, früher hatte er das gefunden, jetzt nicht mehr. Nicht daran zu denken! Die See blieb ein lieber, mächtiger, ehrlicher Kerl, aber die Fränze war ein holdseliges Mägdlein geworden und es lag auf der Hand, daß ein solches einem jungen Mann besser gefiel, als der liebste, prächtigste, ehrlichste Kerl.

Daher dachte er bei aller Liebe und Achtung vor seiner guten Mutter schließlich doch, daß Mütter als Tafelgesellschaft und Beobachter ihrer erwachsenen Söhne entschieden unangebrachter wären wie in ihren

sonstigen, sehr liebens- und achtungswerten Privatverhältnissen und daß er am klügsten täte, wenn er zu vergessen suchte, daß seine brave, alte Dame da oben als strafende und richtende Göttin throne. Er schnitt Fränze mit freudiger, ungestörter Beflisshenheit die Kur und überließ Fee rücksichtslos ihrer gedankentiefen Einsegnungsstimmung, die sich unreisen, jungen Mädchen, nach seinem Ermessen, sehr gut tat und ihnen angemessen war.

Fees Gedankengang bewegte sich aber gar nicht in jenen schicklichen Grenzen, die ihr Nachbar unreisen, jungen Mädchen anwies. Die Einsegnungsstimmung, die sie so feierlich und andachtsvoll durchweht hatte, war vor Mutters Worten vollständig zerstoßen und einer großen Ernüchterung gewichen. Sie schämte sich jetzt ihrer Weichheit und Fassungslosigkeit, zürnte sich, ihrer Mutter, allen Anwesenden und der Welt. Warum machte man überhaupt aus einer solchen Privatsache, wie die heutige war, ein großes Fest und lud Leute zusammen, schmausste und tafelte und nahm dem Tage die Weihe?

Ihr Ehrentag, ihr Festtag, hatten sie in den Reden gesagt. Ihrer? Sie sah sich um. Jeder dachte an sich, keiner an sie, deren Ehrentag man vorgab zu feiern. Wie lächerlich! Biel das denn keinem anderen auf als ihr?

Und ihr Nachbar links, Rolf —. Ach, mit ihm hatte sie sich immer gut verstanden, er war ein so alter, guter Kamerad, aber heute kümmerte er sich nur um Fränze, die er früher stets ein kleines Schaf genannt hatte.

Fee zog die Augenbrauen kraus und ihre Blicke folgten gedankenverloren dem Kutscher, der heute Tafeldiener spielte und eben den großen Blumenstrauß vor dem gegenüberhängenden Spiegel zur Seite rückte. Dadurch wurde das ganze Spiegelbild ihrer Tafelseite frei.

Zuerst nahm ihr Blick es kaum auf, so tief war sie in ihre Gedanken verstrickt; dann, plötzlich, sah sie da drüben in dem breiten, blanken Glase eine lange, zusammengesunkene Gestalt im weißen Kleide, ein verbrießliches, blaßes Gesicht von wirrem, rotblondem Haar umflattert. Das war sie und häßlich sah sie aus, sehr häßlich. Das wußte sie ja und es hatte sie bisher nie gekränkt, aber wie ihr Auge jetzt weiter schweifte, nahm es daneben Rolfs Bild auf. Wie hübsch er aussah, wie vergnügt und lebhaft und wie er Fränze anblickte. Ach ja, Fränze war aber auch allerliebste. Nie hatte sie es so empfunden wie in diesem Augenblick, und neben der unwillkürlichen Anerkennung schloß etwas Unangenehmes, Weinigendes in ihr auf, ein böses, wildaufknirschendes Gefühl, das ihr neu war, von dem sie aber trotzdem augenblicklich wußte, daß es Neid sei, gelber, niedriger Neid.

Das Blut strömte ihr heiß ins Gesicht, Scham und Hohn überfluteten sie. — Nein, sie hielt es nicht länger aus in diesem heißen, überfüllten Zimmer unter den Ionen, fremden Deuten mit all den unruhigen, quälenden Gedanken und Gefühlen. Der Kopf glihte ihr vom Wein und von dem vielen Denken. Das war kein Konfirmationstag, keine Konfirmationsstimmung, wie sie sein sollten.

Sie wollte den Tag feiern nach ihrer Art und ihrem Empfinden, und sie wußte, wie das möglich war.

Ganz leise und vorsichtig schob sie ihren Stuhl vom Tisch zurück und stand auf.

Kein Mensch achtete darauf, keiner bemerkte, wie sie sich langsam der Tür zuwandte und durch diese verschwand. Sie waren alle in flotter, angeregter Feststimmung, wie hätten sie Zeit haben sollen, sich um die zu kümmern, deren Festtag sie feierten?

So wie Fee die Türe hinter sich geschlossen hatte, sprang sie hastig die Treppe empor in ihr Zimmer, riß das weiße Mullkleid, in dem sie sich gräßlich albern und unpassend vorkam, rücksichtslos von ihren Gliedern, ließ es auf dem Boden liegen und schlüpfte schnell und gewandt in ihren gewohnten grau-grünen Jungensanzug. Den sie immer bei den Ritten mit dem Vater trug. So,

nun sah sie doch vernünftig aus, nun kannte sie sich wieder. — Vaters Zunge!

Ihre Augen blickten wieder hell und klar, der Mund lächelte, spitzte sich und wollte zum fröhlichen Weisen ansetzen. Aber dann besann sie sich, preßte die Lippen energisch zusammen, und nach der Reitgerie greifend, öffnete sie die Tür, um vorsichtig zu spähen, ob ihr auch niemand in den Weg käme.

Nein, alles leer. Mit ein paar Sägen flog sie die Treppe hinab, über die Diele dem Hofe zu.

Auch da sonntägliche Stille und Ruhe, nur aus der deutlichen Klang Lachen und Geschrei des Gesindes. Auch dort feierten sie den Ehren- und Festtag der jungen Herrin. Die lachte leise vor sich hin, drückte sich an der Gartenmauer entlang und schlüpfte dann in den Pferdestall. Da wieherte ihr Almsior, er hatte sie erkannt!

Sie nickte ihm zärtlich zu. „Ja, Kerlchen, nun feiern wir beide auf unsere Art. Wir brauchen keine anderen, wir zwei, du und ich, wir fliegen nun in den grünen Wald, über die Wiesen, am Feldrain entlang, direkt in den blauen Himmel hinein zum lieben Gott, hören dort oben die Engeln singen und der liebe Gott deckt seine Hände über uns und da schlafen all die bösen, schweren Gedanken ein. Ja so, du hast keine, mein Kerlchen, du bist gut dran. Aber ob du in den Himmel darfst, weiß ich doch nicht, — freilich auch nicht, ob ich hinein darf. So, da bist du fertig, alles in Ordnung. Ist, nicht so laut wiehern; wir müssen uns heimlich von hinten herumdrücken, — leise, leise!“

Das Hintertor führte gleich ins freie Feld. Alles weit und breit leer und still. Nur ein Taubenschwarm flog vom Scheunendach auf, als Fee sich in den Sattel schwang. Wie Silberfunken stob er in die Lüfte gerade hinein ins Sonnengold und Himmelssblau.

Fee jauchzte auf und rührte leicht mit der Gerte Almsiors Flanken. Da flog er auch vorwärts ins Sonnengold, dem silbernen Taubenschwarm nach, über die grünen Wiesen hin, am Feldrain entlang, gerade auf den blauen Himmel zu, an dem weiße Frühlingswölkchen hingen wie weiße Tauben, die wirklich emporgeflogen waren und nun dort warteten, um die beiden, die ihnen nachkommen wollten, zu empfangen. Wie war das köstlich! Ach, wer doch wirklich fliegen könnte, — vorwärts, vorwärts fliegen in den Himmel hinein!

Vorläufig flogen nur die Haarnadeln und die Böpfe, gleich auseinander springend wie ein Heer gefangener Sonnenstrahlen. Sie lachte lustig auf, hielt das Pferd an, und ohne sich die Mühe zu nehmen, die gelösten Haarwellen ordentlich zu flechten, schlang sie sie in einen dicken Knoten, zog diesen hoch und barg ihn unter der Jungensmütze.

Gerade als Roß und Reiterin dem Wald schon so nahe waren, daß sein Rauschen grüßend zu ihnen herüberklang, tauchte hinter einer Wegbiegung plötzlich eine zweite Reitergestalt auf, ein Kürassieroffizier auf einem schlanken Rappen.

Das war nicht gerade etwas Seltenes, denn die Stadt lag nur drei Wegstunden entfernt, und die dort garnisonierenden Offiziere dehnten manchmal ihre Ritte, bis in diese Gegend aus. Also nahm Fee nicht viel Notiz von dem ihr Entgegenkommenden. Nur sein Pferd erregte ihr Interesse. Welch ein prachtvolles Tier; sicher Vollblut! Dieses glänzende Fell und die feinen Fesseln! —

„Seh, Sie da, können Sie mir sagen, welcher von den beiden Wegen hier nach Königsberg zurückführt?“ Klang die Stimme des Reiters an ihr Ohr.

(Fortsetzung folgt.)



Wie doch die Gabsucht sich betrügt:

So mancher ist unreife Weeren

Aus Furcht, wenn sie erst schmachhaft werden,

Daß sie alsdann ein anderer kriegt.

J. Trojan.

Ein Organisator des deutschen Rechtes. (Zum 100. Geburtstag Rudolf v. Gneist, 13. August.) Der Tag, an dem vor 100 Jahren Rudolf v. Gneist das Licht der Welt erblickte, bildet nicht nur ein denkwürdiges Datum in der Geschichte des deutschen Rechtes, sondern auch den Abschluß eines Jahrhundert, das die Entwicklung des geeinten Deutschen Reiches bis zu seiner heutigen Blüte umfaßt. Rudolf v. Gneist gehörte, wie z. B. auch Heinrich v. Sybel, zu jenem Kreis deutscher Männer aus den Bismarckschen Tagen, die sowohl als Gelehrte wie als Politiker den Grundstein zu jener praktischen Kultur legten, auf die das deutsche Volk heute mit vollem Recht stolz ist. Nicht bloß als genialer und neuschöpferischer Rechtsgelehrter hat Gneist in unserem Geistesleben Unsterblichkeit erlangt, sondern seine über die Arbeit des Gelehrten weit hinausgehende praktische Tätigkeit machte ihn zu einer der Säulen des deutschen Justiz- und Verwaltungssystems. Denn Gneist war nicht nur der große Rechtslehrer, sondern in noch vertiefterem Maße einer der hervorragendsten, ja überhaupt der hervorragendsten Rechtsschöpfer des geeinten Deutschland. Wie Joseph Redlich in seiner nach Gneists Tode geschriebenen Würdigung in den „Biographischen Blättern“ darlegt, begann das eigentliche Lebenswerk Gneists in jenen Jahren, da er als einer der Führer der bürgerlichen Opposition seinen Namen in die weitesten Kreise des deutschen Volkes trug. Denn nichts war so grundlegend für sein weiteres Leben und Wirken wie der Einfluß, den der Verlauf jener äußeren Ereignisse auf seine innere Entwicklung nahm. So bildeten die Jahre 1862–1866 nicht die Grenzscheide, sondern vielmehr die Brücke, die von der Zeit des Lernens und Werdens zu seiner zweiten Epoche, der Zeit der praktischen Erfüllung seiner bisher dahin theoretisch entwickelten Aufgaben führt. Als Gneist, da die überraschende Gestaltung der Dinge der eisernen Beharrlichkeit des großen Kanzlers recht gab, auf die Seite des Siegers trat, wurde er mit Unrecht wegen dieser politischen Wandlung angegriffen, da sie nur die ehrliche Schlussfolgerung aus seiner inneren Entwicklung darstellt. Am 13. August 1816 zu Berlin in einer echt preussischen Familie geboren, wurde der junge Gneist frühzeitig für das Rechtsstudium bestimmt, und als Siebzehnjähriger bezog er die Berliner Universität. Er legte den Studiengang bemerkenswert rasch zurück und habilitierte sich bereits im Jahre 1839 als Privatdozent. Schon seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten erwiesen den außerordentlich weitesten Umfang seiner Bestrebungen und ließen den ihm eigenen encyclopädischen Charakter erkennen. Als ein Feind enger Grenzen benutzte Gneist seine freie Zeit zu großen Auslandsreisen, die seinen Geist weiteten und für das öffentliche Leben anderer Staatsgebilde zugänglich machten. Besonders günstig für seine Entwicklung war seine Ausbildung in der Schule Savignys. Die stürmischen Tage des Jahres 1848 führten Gneist auch praktisch in das politische Leben ein, und über den Anteil, den er an den damaligen Ereignissen nahm, schrieb er selbst in seiner bereits ein Jahr später veröffentlichten Arbeit „Berliner Zustände, politische Skizzen vom 18. März 1848 bis zum 18. März 1849“. Schon diese Schrift ließ die Linien seines künftigen Lebenswerkes in allgemeinen Umrissen erkennen. Seine Aufgabe charakterisierte er mit Worten: „Wir haben bisher keine Verfassung, sondern einen Administrationsaufbau.“ Sein Einfluß als Mitglied des Abgeordnetenhauses, dem er von 1858 ununterbrochen bis 1893 angehörte, als Mitglied des Reichstages und später des Landesverwaltungsgerichtes und des preussischen Staatsrates ermöglichte ihm die praktische Durchführung seiner Aufgabe, die in der Mitarbeit an den Reichsjustizgesetzen, an den kirchenpolitischen Gesetzen und in seiner grundlegenden Neuformung der evangelischen Kirchenverfassung Preußens ihren höchsten Ausdruck fanden. Die preussische Verwaltungsgesetzgebung, die zum nicht geringen Teil die Kraft des neuen Deutschland ausmachte, ist im wesentlichen auf ihn zurückzuführen. Das klassische Werk Rudolf v. Gneists wirkte insofern bahnbrechend, als er die allgemeine theoretische Auffassung vom Wesen des Staates neugestaltete und im positiven Sinn rechtsbildend wirkte, wie es nicht vielen Männern beschieden war. Die Mannigfaltigkeit seiner Schriften gibt das beste Bild von dem alle Zweige des staatlichen Lebens berührenden Interesse des Gelehrten und Politikers, dessen ureigenstes Werk die Schöpfung der heute in jedem Staate als unerlässlich

angesehenen Verwaltungsjustiz darstellt. Der Geist Gneists lebt heute noch und wird weiter leben als der eines der schaffenskräftigsten Mitarbeiter an dem großen Rechtsbau des neugegründeten Deutschen Reiches.

100 000 Meilen in einer Dampfjacht. Über eine ebenso originelle wie an Erlebnissen reiche Seereise, die nunmehr nach zweijähriger Dauer ihren Abschluß fand, wissen die Bononer Blätter zu berichten. Der Forscher Scoresby Routladge unternahm vor zwei Jahren in Begleitung seiner Frau auf einer nur 23 Tonnen großen Privatjacht eine wissenschaftliche Reise nach der im Jahre 1774 von Cook betretenen Osterinsel im Stillen Ozean. Während die Frau des Forschers schon vor längerer Zeit heimkehrte, fuhr Routladge selbst auf dem Seewege an Bord seiner winzigen Jacht zurück. Sein letzter Aufenthalt war San Francisco, und während seiner Fahrt längs der mexikanischen Küste machte er 200 Meilen vom Land entfernt eine interessante Entdeckung. Er besuchte nämlich drei unbewohnte kleine Inseln und fand auf dem Strand der einen zu seiner Überraschung die Überreste eines Bootes und ein Grabkreuz. Neben diesem Kreuz fand sich die halbverwischte Inschrift „Briefe sind auf dem Postamt abzuholen.“ Das Postamt entpuppte sich als eine mit Flaschen angefüllte Höhle, und allem Anschein nach diente diese unbeachtete Insel den mexikanischen Revolutionären als Basis und Ausgangspunkt für ihre Unternehmungen.

Der Ursprung der Heiratsannoncen. Die Heiratsannonce, die heute in den verschiedensten Varianten und mit dem Ausdruck mannigfaltiger Wünsche und Hoffnungen in dem Inseratenteil unserer Zeitungen eine ständig wiederkehrende Rubrik einnimmt, kann auf ein recht stattliches Alter zurückgehen. Denn bereits im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts kann man in Hamburger Zeitungen von Leuten lesen, die sich auf dem damals noch sehr ungewöhnlichen Wege nach einer passenden Lebensgefährtin umsehen. Dieses Beispiel, das im kühlen Norden auftauchte, fand im heiratslustigen Österreich sehr rasch und lebhaftes Nachahmung. Während aber die ersten sich noch sehr nüchtern benahmen und es auf keinen Fall es zugelassen hätten, daß ihr Name oder irgend eine nähere Bezeichnung ihrer Persönlichkeit in das Inserat aufgenommen würde, gab man sich in Wien bereits unbesangener. So kam es vor, daß schon im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine Wiener Zeitung das Heiratsgesuch eines Witwers veröffentlichte, der es anscheinend gar nicht unpassend fand, gleichzeitig seinen Namen zu nennen und den eventuell heiratslustigen Damen auf diese Weise den Umweg einer Nachfrage beim Verlag zu ersparen. Mitten unter Inseraten, wie Empfehlungen von Banzenmitteln usw. steht das Inserat, das folgendermaßen lautet: „Ehegattin wird gesucht. Ein kürzlich verwitbter Mann, mit Namen Bruderhofer, welcher sehr gut denken und vermögend ist, aus Österreich gebürtig, seines Alters etlich und 30 Jahre, mit zwei erwachsenen Kindern, wohnhaft bei „Augs Gottes“ als Hausinhaber, sucht, weil er wenig bekannt ist, durch diese Gelegenheit eine Ehegattin. Die Person, die aus unbekannter Weise ihre Vertrauen zu ihm hätte, möge sich noch Belieben, entweder persönlich oder durch Brief erkundigen. Sie mag vom hier oder vom Lande sein, eine Witib oder ledig, nur darf sie nicht häßlich sein, auch weder zu jung noch zu alt, muß auch wenigstens die Halbscheid seines Vermögens mitzubringen. Die nähere Auskunft würde sich besser finden, als man hoffen wird.“ Man sieht, die Heiratsannonce hat in formeller und in inhaltlicher Beziehung von der Zeit ihrer Ursprünge bis zum heutigen Tage eine sehr bemerkenswerte Entwicklung durchgemacht.

Fuchsfarmen in den Vereinigten Staaten. Der immer steigende Bedarf an Fellen hat besonders in Kanada die Fuchsjagd schon seit Jahren zu großer Bedeutung erhoben, so daß gerade die wertvolleren Felle, wie die der Silberfuchse, durch die Ausbeute von Jagden allein schon lange nicht mehr gedeckt werden können. Dies führte zu dem eigentümlichen Betrieb von sog. Fuchsfarmen, in denen die Tiere gesundheitlich kontrolliert und herangezogen werden, besondere Maßnahmen erheischt der Schutz gegen Diebe. Wie bei Schafferden die Schäferhunde sind hier Fuchshunde dressiert, um entflozene Füchse wieder einzubringen. Die Zuchtversuche sind, da sie sich als sehr lohnend erwiesen, immer weiter ausgebaut worden und haben neuerdings auch, wie der „Prometheus“ berichtet, eine große Anzahl von Gründungen in den nördlichen Vereinigten Staaten zur Folge geholt, die dem neuen Gewerbe wachsende wirtschaftliche Bedeutung zukommen lassen.

Schach

Alle die Schachszene betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

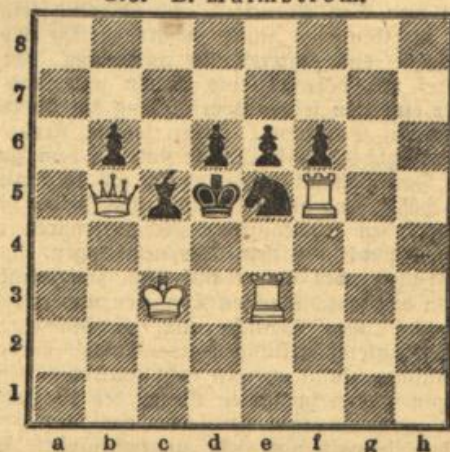
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 13. August 1916.

Aufgaben.

475. B. Malmström.



Matt in 3 Zügen.

476. A. Schober in Bensberg.

Weiß: Kh1, Dd7, Tf2, g6, Lc3, Sc7. (6 Stück.)

Schwarz: Ke4, Da8, Be3, f4. (4 Stück.)

Matt in 2 Zügen.

Partie 175. (Französische Eröffnung.)

Gespielt 1916 in Kopenhagen.

Weiß: P. Johner. Schwarz: Marchand.

- | | | | |
|-------------------------|---------|--------------------------|--------|
| 1. e2—e4 | e7—e6 | 20. g2—g3 | Te8—e7 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 21. Sf1—e3 | Ta8—e8 |
| 3. e4×d5 | e6×d5 | 22. Ld3—f6 | Sf8—g6 |
| 4. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 23. b2—b4 ²⁾ | Sh5—f6 |
| 5. Lf1—d3 | Lf8—d6 | 24. Lf5×e6 | f7×e6 |
| 6. 0—0 | 0—0 | 25. Sg4×f6 | Kg7×f6 |
| 7. Lc1—g5 | Lc8—g4 | 26. Se3—g4+ | Kf6—g7 |
| 8. Sb1—d2 | Sb8—d7 | 27. Sg4—e5 | Sg6×e5 |
| 9. c2—c4 | h7—h6 | 28. Te1×e5 | Te8—f8 |
| 10. Lg5—h4 | c6—c6 | 29. Ta1—e1 | Tf8—f6 |
| 11. c4—c5 ¹⁾ | Ld6—f4 | 30. a2—a4 | Dc7—d7 |
| 12. Dd1—c2 | Tf8—e8 | 31. Dc2—e2 | Dd7—e8 |
| 13. h2—h3 | Lg4—e6 | 32. De2—g4 | De8—g6 |
| 14. Tf1—e1 | Dd8—c7 | 33. Kg1—g2 | Te7—f7 |
| 15. Sd2—f1 | g7—g5 | 34. Te1—e2 | Tf6—f5 |
| 16. Lh4—g3 | Sf6—h5 | 35. Te5×f5 ³⁾ | e6×f5 |
| 17. Lg3—h2 | Lf4×h2+ | 36. Dg4—f3 | Dg6—f6 |
| 18. Sf3×h2 | Sd7—f8 | 37. Te2—e5 | f5—f4 |
| 19. Sh2—g4 | Kg8—g7 | 38. g3×f4 | Df6×f4 |

Unentschieden.

¹⁾ Sofortiges Dd1—c2 wäre das Beste. — ²⁾ Hier konnte Weiß in Vorteil kommen und zwar mit 23. Lf5—×e6, f7×e6 (falls Te6; so Sf5+). 24. Sg4—e5, Sg6×e5 25. d4×e5 und Schwarz darf nun den e-Bauern nicht schlagen wegen g3—g4 nebst Se3—f5+. — ³⁾ Auf 35. Te5×e6? geschieht 35. . . ., Dg6×e6 und wenn Weiß die Dame schlägt, so setzt Schwarz in 3 Zügen matt.

Auflösungen.

Nr. 472 (3 Züge). 1. Tf6, K×f6, e6, e3 2. c4+; 1. . . ., Txa6, c4 2. Tf5+.

Nr. 473 (2 Züge). 1. Dc4.

Richtige Lösungen sandten: F. S., Dr. M., R. St., A. DL und Wdw. in Wiesbaden; zu 473 auch K. Schwarz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Kapselrätsel.

Abart, Bauland, Pflanze, Garnison, Warmbrunn, Breisgau, Midas, Gesellschaft, Knotenpunkt.

In jedem Wort ist ein anderes Hauptwort versteckt. Die versteckten Wörter ergeben in den Anfangsbuchstaben den Namen eines tapferen europäischen Staates.

Kriegszeit.

Aufs Erste bin ich heut gegangen,
Da war noch Sonnenschein,
Bald sah ich dunkle Wolken hangen
Und Regen stellt' sich ein.
Laut krachte Donner bald
Und Blitze zuckten grell,
Des Dorfes Glocke schallt
Durchs Zweit' zum zweiten hell.
„Abscheulich“, dachte ich, indessen
Darf man auch nicht vergessen
Wie sehr das Ganze nützt
Und wie es uns beschützt.
Das Erste und das Zweite
Zum Ganzen wohl vereint,
Besiegt in manchem Streite
Den übermüt'gen Feind.

Ergänzungsrätsel.

T . . . e, A . . ., H l, Se . . . e, St . . . n,
B . . . tt, Ma . . . el.

Die Punkte sind durch Buchstaben zu ergänzen, sodaß sinngemäße Wörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben nennen im Zusammenhange ein wichtiges politisches Ereignis bei einem unserer Feinde.

Kreuz und quer.

Statt der Zahlen sind Buchstabenpaare zu setzen, die folgendes bedeuten:

1	2
3	4

- 1—2 Russische Stadt.
- 1—4 Teil des Pferdekörpers.
- 2—4 Freude des Wirtes.
- 3—2 Vereinigung.
- 3—4 Charakterzug.

Rätsel-Anekdote.

Ein reicher Mann hatte eine Tochter mit Namen Elisabeth. Ein junger Mann, der sein reichliches Auskommen hatte, bot ihr seine Hand, er war aber dem Vater nicht reich genug und erhielt einen abschlägigen Bescheid. Bald darauf verlor der reiche Mann sein Vermögen, und nun ließ er dem abgewiesenen Freier die Hand seiner Tochter anbieten; aber dieser erwiderte, er wolle ihm auf diesen Antrag mit zwei Worten antworten, und diese Worte seien in dem Namen der Tochter enthalten. Wie lauten diese Worte?

Auflösungen der Rätsel in Nr. 368.

Bilderrätsel: Tornister. — Silbenrätsel: Betäubung, Untergrundbahn, Klarinette, Anden, Robinson, Eisenach, Sofia, Torte, Bukarest. — Im Schützengraben: Beraten, braten.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Leiden der Herrschaft Runkel an der Lahn während der Franzosenzeit.

Archivalische Mitteilungen von W. Groß, Dierdorf.

Als sich vor nunmehr 120 Jahren die zerstörenden Fluten der französischen Revolution ins Rheintal wälzten, da wurde auch die Lahngegend der Schauplatz eines aufregenden Kriegstheaters. Zahllose Durchmärsche und Einlagerungen der auf- und abziehenden Kriegsvölker, unerhörte Plünderungen und Brandschattungen, dazu mancherlei persönliche Dienstleistungen, zu denen die hilflosen Bewohner von den entmenschten Kriegern gar oft unter Mißhandlungen gezwungen wurden, sind die Signatur jener Zeit. Ein getreues Bild der unsäglichen Leiden, die damals über die Bewohner der Herrschaft Runkel hereinbrachen, bieten uns die im fürstlichen Archive zu Runkel aufbewahrten Kriegssrechnungen, aus denen ich den Freunden der Heimatgeschichte hier einiges mitteilen möchte.

Sind es auch vorwiegend nur trockene Zahlenangaben, so sind sie darum doch nicht weniger geeignet, uns die ungeheuren Leiden und Drangsale vor Augen zu führen, die über die Leute hereinbrachen, als die feindlichen Scharen das Land übersluteten.

Das mir vorliegende Attestat führt den Titel „General- und Special-Tabellen über die durch die französische Armee in den Jahren 1795, 1796 und 1797 veranlaßten Kriegsschäden, Exactionen, an selbige bezahlte Contributionen etc. in der Herrschaft Runkel“. Im ersten Teile enthält es eine Übersicht über die gesamten Kosten, die in der angegebenen Zeit sich auf nicht weniger denn 276 793 Florin 38 Kreuzer belaufen, eine ungeheure Summe im Hinblick auf die damaligen Verhältnisse und den früheren Wert des Geldes. Sie verteilen sich auf die einzelnen Invasions-Perioden wie folgt: September 1795: 34 333 Florin 4 Kreuzer, Juni 1796: 30 646 Florin 52 Kreuzer, Juli 1796: 52 541 Florin 36 Kreuzer, April 1797: 231 293 Florin 11 Kreuzer. Dazu kommen noch die Contributionen der Untertanen. 1796: 9783 Florin. — 1797: 6327 Florin 21 Kreuzer. — Herrschaftliche Schäden und Contributionen in den Jahren 1795, 1796 und 1797: 11 867 Florin 56 Kreuzer.

Die Spezial-Tabellen enthalten Nachrichten über die Beschwernisse der einzelnen zur Herrschaft gehörigen Orte, aus denen ich hier das hauptsächlichste wiedergebe:

Amnau. Die Kriegskosten betrugen bei der Invasion im September 1795: 74 Florin 41 Kreuzer. Juni 1796: 1757 Florin 1 Kreuzer. — April 1797: 2155 Florin 11 Kreuzer. Zusammen: 3386 Florin 53 Kreuzer.

Blessenbach. Der Ort scheint bei den ersten Invasionen verschont geblieben zu sein, da seiner erst in der Kriegssrechnung von 1797 gedacht wird, die einen Kostenaufwand von 3765 Florin 2 Kreuzer nachweist.

Ennerich. September 1795: 1490 Florin 26 Kreuzer. Juli 1796: 611 Florin 12 Kreuzer. April 1797: 8812 Florin 54 Kreuzer. Zusammen: 10 914 Florin 32 Kreuzer.

Eschbach. War der Ort bei den ersten Invasionen verschont geblieben, so wurde er später desto härter heimgesucht. Die Kriegskosten betrugen im Juli 1796: 55 Florin.

Im April 1797 nicht weniger denn 13 748 Florin 34 Kreuzer. Zusammen: 13 803 Florin 34 Kreuzer.

Eschenau. „Bei dem Durchmarsch der Franzosen am 19. und 20. September 1795 haben sie in Eschenau geblindert und den Leuten mit Dotes angst abgezwungen 1513 Florin 48 Kreuzer.“ — Durch die Invasion im Juni 1796 erwuchsen dem Orte an Kosten 1242 Florin 30 Kreuzer, im Juli desselben Jahres 330 Florin, April 1797: 5585 Florin 29 Kreuzer. Zusammen: 8671 Florin 7 Kreuzer.

Falkenbach. Bei der ersten Invasion betrugen die Kosten nur 25 Florin, steigern sich aber bei den folgenden in erheblichem Maße. Juni 1796: 954 Florin 7 Kreuzer. Juli 1796: 1457 Florin 1 Kreuzer. April 1797: 5942 Florin 22 Kreuzer. Zusammen: 8378 Florin 30 Kreuzer.

Gaudernbach. April 1795: 3464 Florin 28 Kreuzer. Juni 1796: 1848 Florin 22 Kreuzer. Juli 1796: 1495 Florin 12 Kreuzer. Zusammen: 6808 Florin 2 Kreuzer.

Hedholzhausen. September 1795: 4460 Florin 7 Kreuzer. Juni 1796: 3320 Florin. April 1797: 8187 Florin. Zusammen: 15 967 Florin 7 Kreuzer.

Nach dem Berichte des Schultheißen Rosper nahmen die Schelm-Franzosen den Leuten das Geld mit Gewalt aus dem Sad und plünderten Kisten und Kasten; Kleider, Weißzeug, Schuhe und Stiefel, alles schleppten sie fort. „Bei 100 Mann waren in meinem Haus, und wurden von denselben alle Schränke und Kisten aufgebrochen, welches meine Nachbarn mit zugeesehen.“ Auch der Pfarrer Hörder weiß von der Plünderungsjucht der Franzmänner ein Vieblein zu singen, wie wir dies erfahren aus der den Kriegskosten beiliegenden „Designation desjenigen, was die Franzosen den 19. und 20. September 1795 bey hiesigem Durchmarsch mir gewaltsamer Weise haben genommen: an bar Geld 100 Florin, an Weißzeug, Flächsentuch, Kleidungsstücken, Saduhren, silbernen Schnallen, goldenen Ringen, silbernen Löffeln usw. 400 Florin. — mein Fuhrpferd 114 Florin. — Dörrfleisch, Schinken, Butter, Käse 40 Florin. — Wein 10 Florin. Summe: 1464 Florin.“

Nicht besser erging es den Hedholzhäusern im Juni des folgenden Jahres. Der Schultheiß Rosper berichtet unterm 18. des genannten Monats: „1. Die Franzosen haben sich wie Spießbuben und Räuber betragen. So lange der Bauer gutwillig herausgab, was sie verlangten, ging es an. Allein wie nichts mehr gegeben werden konnte, erbrachen sie Türen und Fenster und raubten Vorräthen, Mondirungsstücke und was ihnen anständig war. — 2. Fast alle Fournage und Früchte mußten geliefert werden. — 3. Ohne eine eigentliche Brandschatzung haben sie auf eine spitzbüßische Weise von der Gemeinde beträchtliche Summen erhalten, indem sie gegen Erlaß der Lieferungen sich Geld geben ließen. — 4. Gegen 400 Schafe, alle Hühner, Kälber und Geissen haben sie geschlachtet. — 5. 4 Pferde geraubt. — 6. An die Division Lesebre das Fuhrwesen abgegeben. — 7. Der Gemeindefürer ist mit 2 Kugeln

durch die Brust erschossen worden, daß derselbe Knall und Fall tot war. Bei der Retirade von Wehlar kamen 4 Mann im Felde auf den Schäfer los und wollten Schafe haben. Weil der Schäfer die Schafe nicht geschwind bekommen können, gibt einer von ihnen ohne ein Wort zu reden Feuer von hinten auf den Schäfer, welches hierdurch berichtet wird."

Den stiehenden Franzosen folgten die Kaiserlichen auf dem Fuße. Auch sie berührten Hestholzhausen. Der Schultze berichtet unterm 19. Juni: „Die K. K. Truppen sind seit gestern ohne Aufhören hierdurch passirt und es höret noch nicht auf. Seit gestern Abend 6 Uhr sind K. K. Wagen nebst 25 Stück Kanonen und Pulverwagen hierdurch bis diesen Morgen 9 Uhr nach Limburg. Heute Nacht haben bei 50 K. K. Wagen aufm Marktplatz gehalten, und die Pferde in die Wiesen und Gärten gethan, und ins Ort des Nachts gebrochen und Geiseln und Vieh geholt. Gestern Morgen haben die K. K. Husaren 2 Karren und 3 Paar Ochsen von hier mitgenommen auf Freilingen und sind noch nicht wieder da. Im ganzen haben sie 10 Ochsen und 2 Pferde mitgenommen zum Armeetransport. Dann kamen Husaren zum Jouragieren. Diesmal geht das hiesige Ort zu Grund, welches gar nicht fehlen kann."

Im Laufe des Jahres 1797 hatte der Ort 5940 Mann nebst 1386 Offizieren zu verpflegen.

Hofen. Die erste Invasion verursachte dem Ort an Kosten 1715 Florin 28 Kreuzer. Die zweite: 3229 Florin 34 Kreuzer. Die dritte: 4960 Florin. Zusammen: 9905 Florin 2 Kreuzer.

Münster. Der Gesamtschaden belief sich auf 25464 Florin 43 Kreuzer. (September 1795: 962 Florin 13 Kreuzer. Juli 1796: 1753 Florin 30 Kreuzer. April 1797: 22749 Florin.) Am 20. September 1795 abends erpreßten 3 Chasseurs von dem Ortsvorstand Geld, so sie dem Vorstand, den bloßen Säbel auf die Brust haltend, abgenommen, in Summe 135 Florin.

Am 21. haben sie vielen Leuten auf der Straße den Beutel mit dem Geld aus der Tasche genommen — Hosen, Strümpfe und Schuhe vom Leib gerissen — in den Wirtschaftshäusern für 100 Florin gegessen — Heu, Brot, Stroh und Hemden hinweggenommen — auf der Haffel-Mühl dem Müller und seinem Knecht das Geld geraubt, der Müllerin die Kleider zerschnitten und zerlegt, die Strümpfe zerschnitten und die Vorfüß mitgenommen — Löffel und Halstücher geraubt.

Am 9. Juli 1796 wurde der Pfarrer von einem Kommando Infanterie aus dem Dorf nach dem Lager geschleppt, und wurden für dessen Auslösung bezahlt 33 Gulden. Dem Gerichtschöffen A. Ebel schleppten sie die 2 Pferde aus dem Stalle und gaben sie erst gegen ein Lösegeld von 144 Gulden wieder frei. Den Chasseurs mußte die Gemeinde Hafer und Gerste auf die Tenne liefern; was sie nicht verkümmerten, ließen sie verderben. Auch haben sie dem Gerichtschöffen Ebel den Brantwein im Keller ausgekostet und das Faß zerschlagen. Verschiedenen andern Einwohnern die Pferde, Schweine und 240 Hühner mitgenommen. Am 9. Juli haben sie von 5 bis 8 Uhr von Haus zu Haus geplündert und alles bare Geld mitgenommen.

Obertiefenbach. Die Kriegsrechnung weist einen Gesamtschaden von 36080 Florin 56 Kreuzer nach. Davon im September 1795: 5921 Florin 42 Kreuzer. Juni 1796: 11680 Florin 10 Kreuzer. April 1797: 18479 Florin 4 Kreuzer. Der Berichterstatter klagt, daß bei der Invasion im Jahre 1796 die Feld- und Gartenfrüchte, besonders Bohnen und Kartoffeln, gänzlich ruiniert worden seien. Im April 1797 habe die Einquartierung einen Kostenaufwand von 9514 Florin verursacht. Requisition an Vieh und Montierungsstücken 900 Florin. Besonders üppig scheinen die Offiziere gelebt zu haben, für sie werden allein 3800 Florin an Tafelgeldern zur Rechnung gebracht. Der im Walde angerichtete Schaden wird auf 1000 Florin taxiert, in den Wiesen, auf die die Franzosen das mitgeschleppte Vieh (1636 Stück) aufgetrieben hatten, 800 Fl.

Runkel. Insgesamt: 68631 Florin. Einzelne Posten: 1795, am 20. September, 500 Mann vom General Simon 500 Florin. Für den General und sein Gefolge 644 Florin 11 Kreuzer. Zum Barackenbau 400 Florin 40 Kreuzer. Für den General Grenier und sein Gefolge 950 Florin. Fourage 897 Florin.

1796, am 7. Juli, bei Bestürmung der Lahnbrücke und darauf erfolgter Einnahme der Stadt, die stark zerstört war und an einem Ort brannte, wurde geplündert an Wein, Brantwein, Bier, Vieh, Geld, Kleidungsstücken,

Leber, Kaufmannswaren, Lebensmitteln und gedroschenen Früchten, wie alsdann requiriert an Wein und Lebensmitteln, 10417 Florin 42 Kreuzer. Für die Generale Damoë und Legrand und 20 Offiziere 480 Florin 16 Kreuzer. 12 Mann bei Fertigstellung der Schanzen erhielten 168 Florin. Eine französische Sauvegarde kam den Ort für die Zeit vom 7. Juli bis 16. September an Zahlung und Verköstigung 825 Florin 29 Kreuzer zu stehen. Durch Vorspann beim Brottransport für die Armee gingen an Pferden, Ochsen, Karren, Wagen und Geschir für 2157 Florin verloren. Der Genie-Offizier erhielt bei „vorhabender Bauung“ einer hölzernen Lahnbrücke 284 Florin. Der Schaden an verdorbenem und gesägtem Holz betrug 1050 Florin. Für Verköstigung des Schirmmeisters, der Zimmerleute und Sappeurs 100 Florin. Von den Untertanen requiriert 220 Florin. Im September 1796 für Verköstigung der Generale Bernadotte, Simon und Mircan (?) nebst Gefolge in 10 Tagen 2105 Florin 18 Kreuzer. Der Schaden an Früchten in den Scheunen, in denen die Pferde standen, betrug 1013 Florin. Fleisch- und Brotlieferung der Stadt 3981 Florin. Fourage für 300 Pferde auf 10 Tage 2250 Florin. Bei dem Abmarsch die Kirche ruiniert und gänzlich vom Holz spoliert 530 Florin. An den Stadtgebäuden und der Lahnbrücke nebst darauf befindlichem Turm und in den Gärten ruiniert für 2150 Florin. Die Rechnungen von Schneidern, Wagnern, Schuhmachern, Sattlern und für geliefertes Weißzeug beliefen sich auf 370 Florin.

Am 20. April 1797 hatte die Stadt einen Offizier nebst 50 Mann Chasseurs à Cheval 3 Tage zu verköstigen, wodurch ihr nebst Fouragelieferung und erpreßtem Geld 600 Florin Kosten erwuchsen. Für Frühstück und Fourage für 3 Kommissars finden wir 12 Florin verzeichnet und für die Pferde des vom 25. April bis 22. Mai in der Stadt liegenden Generals Bastoul nicht weniger als 1696 Florin 20 Kreuzer. In der Zeit vom 7. Mai bis 23. August hatte die Stadt 90 Grenadiere zu beherbergen, deren Verköstigung nebst Lieferung von Puder und Pomade einen Kostenaufwand von 14560 Florin verursachte. Außerdem verzehrten die 5 Offiziere für 1450 Florin. 30 Mann Employés bei dem Bureau und deren Domestiken 2530 Florin. 6 Chasseurs des Generals Compère verköstigt und nebstdem versehen mit Puder, Pomade, Präcipitat, Tabak, Pfeifen usw. 301 Florin. Fourage ins Hauptquartier zu Wehlar geliefert für 1290 Florin. Für die Unterhaltungskosten der drei Generale verzeichnet die Rechnung den ansehnlichen Betrag von 4798 Florin.

Steeden. September 1795: 594 Florin 15 Kreuzer. Juni 1796: 1135 Florin 21 Kreuzer. Juli 1796: 2068 Florin 33 Kreuzer. April 1797: 17553 Florin 11 Kreuzer. Zusammen: 21351 Florin 20 Kreuzer.

Schupbach. Die Kosten betrugen bei der Invasion im September 1795: 6307 Florin 7 Kreuzer. Juni 1796: 2614 Florin 30 Kreuzer. April 1797: 11260 Florin 15 Kreuzer. Zusammen: 20181 Florin 52 Kreuzer.

Wie es bei der ersten Invasion zugeht, erfahren wir u. a. aus folgenden Bemerkungen in der Kriegsrechnung: „Die Franzosen schossen in die Leute, wobei sie den Vorsteher töteten. Den hiesigen Juden raubten sie 1431 Florin 15 Kreuzer.“ Besonders übel erging es dem zeitigen Oberpfarrer Abel, von dessen Hand nachstehende Klageschrift sich in den Akten befindet: „Da bey denen durch den französischen Durchmarsch und Einfall erlittenen grausamen körperlichen Mißhandlungen und Angst mir und denen Meinigen jetzt ohnmöglich ist, meinen am 19., 20. bis 21. September 1795 mittags gehabt Verlust und Schaden ganz eigentlich zu bestimmen, so setze ich gewiß nicht zu viel, wenn ich ihn auf 1000 Gulden angebe, welches mir die hiesige ganze Gemeinde auf Erfordern attestiren wird. L. W. Abel, Ober-Pfarrer.“

Seelbach. Gesamtschaden: 25788 Florin 55 Kreuzer. Davon entfallen auf die Invasion im Juni 1796: 2188 Fl. 5 Kreuzer. Juli 1796: 2961 Florin 13 Kreuzer. April 1797: 20639 Florin 37 Kreuzer.

Im einzelnen finden wir aufgezeichnet u. a. für die Einquartierung 1797: 11860 Florin. Für Wein 1350 Florin, für Brantwein 247 Florin. Interessant ist auch das der Rechnung beigelegte Lieferungsverzeichnis. Wir finden dort verzeichnet: Ausgaben für Papier, Federn, Tinte, Siegel, Federmesser, neue Wagen, neue Montierung einschließlich Schneiderrechnung, Kräpfsalbe (!), Tabak, Pfeifen. Dazu mußte beim Abmarsch den Truppen für 4 Tage Fleisch mitgegeben werden.

Weher. Nächst der Stadt Kunkel wurde der Ort nach Ausweis der Kriegsrechnungen am schwersten heimgesucht. Wir finden verzeichnet im September 1795: 2985 Florin 57 Kreuzer. Juli 1796: 5059 Florin 40 Kreuzer. April 1797: 19778 Florin 44 Kreuzer. Zusammen: 27824 Florin 21 Kreuzer.

Winkelau. September 1795: 187 Florin. 1796: 677 Florin 12 Kreuzer. 1797: 8709 Florin. Zusammen: 9573 Florin 12 Kreuzer.

Wolfenhausen. Bei der Invasion im September 1795 hatte das Dorf einen Schaden von 499 Florin 17 Kreuzer. Im Juli 1796: 557 Florin 40 Kreuzer. April 1797: 15672 Florin 3 Kreuzer. Zusammen: 16672 Florin.

In der Kassenaufstellung wird hart darüber geklagt, daß die Eindringlinge sich nicht entblödet hätten, den meisten Leuten mit Gewalt das Geld aus dem Sack zu nehmen. Besonders beweglich erscheint die Klage des „Schlemmüllers“ Johann Georg Lich, dem sie nahezu alles, was nur irgend mitzuschleppen war, geraubt hätten: 106 Florin bares Geld, 5 Betttücher, 18 Mannshemden, 18 Weibshemden, 48 Kinderhemden, von 8 Kindern die Kleidung, 5 Halstücher, Strümpfe, Hüte, Brotmesser, zinnerne Gläser, 7 Hühner, eine Stau voll Käse, 4 Maß Öl, 4 Resten Mehl, 8 Laib Brot, 30 Mahnen Kartoffeln, alles Heu und Stroh.

Aber den Schaden, den die Landesherrschaft in den Jahren 1795, 1796 und 1797 erlitt, gibt der von dem fürstlichen Beamten Schlosser unterzeichnete „Aberschlag der von den französischen Truppen Serenissimi Hochfürstl. Durchlaucht verursachten Schäden“ näher Auskunft: „1. Im Herbst 1795 Behtverlust durch Jouragieren“ 67 Florin. 2. Sind im Herbst abermalen viele hiesige und innerlicher Sommerzehntfrüchte, ehe sie eingethan und ausgebrochen waren, teils im Felde, teils in der Behtscheuer weggenommen und mit den Pferden verfüttert worden, thut 169 Florin 50 Kreuzer. 3. An andern Behten durch Jouragierung daneben verloren für 181 Florin 30 Kreuzer. 4. Die französischen Offiziere haben aus dem herrschaftlichen Speicher auffassen lassen für 310 Florin 30 Kreuzer Weizen. 5. Desgleichen an Korn für 429 Florin. 6. An Hafer für 557 Florin. 7. Vom herrschaftlichen Heuboden weggenommen 164 Centner Heu für 246 Florin. 8. Vom Magazin Holz weggenommen für 83 Florin. 9. bis 13. 1797 vom herrschaftlichen Speicher an Korn, Gerste, Hafer, Heu und Holz weggenommen für 223 Florin 17 Kreuzer. 14. Nach den Angaben des Schlossverwalters Freitag sind in den Jahren 1795, 1796 und 1797 viele Meubles und viel Weißzeug durch die französische Einquartierung im hiesigen Schlosse teils völlig ruiniert, teils weggenommen worden, welcher Schaden gering angeschlagen beträgt 507 Florin 20 Kreuzer. 15. Weil durch die gedachte Einquartierung viele Fensterscheiben im Schlosse eingeschlagen und die herrschaftlichen Ställe auch fast ganz ruiniert worden sind, so kann man den Schaden rechnen auf 161 Florin. 16. Schaden in den herrschaftlichen Gärten, an Gebäuden, Fenstern, Thoren, Häusern, Bäumen und dergl. beträgt 1165 Florin 30 Kreuzer. 17. Auf Befehl der französischen Generalität ist Unterzeichneter im Mai d. J. arrethiert und dadurch angehalten worden, zur Landes-Contribution für die Rentei zu bezahlen 547 Florin 33 Kreuzer. 18. An die französischen Generale, Offiziere, Ordnonnangen usw. haben aus dem herrschaftlichen Keller dahier ohngefähr 30 Ohm rothen Wein hiesiges Gewächs abgegeben werden müssen, die Ohm zu 150 Florin gerechnet, beträgt 4500 Florin. 19. Viele Pfähle und Geländer in den herrschaftlichen Weinbergen sind weggenommen und verbrannt worden, viele Weinstöcke ausgerissen und verdorben, die Trauben teils reif, teils unreif von den Soldaten abgerissen worden, welches einen Schaden ausmacht von 1500 Florin. 20. 1796 hat die hiesige Rentei der nach Weklar bezahlten Contribution beischießen müssen 1217 Florin. Summe des Schadens: 11807 Florin 56 Kreuzer.

Wie sehr der Landesherr Fürst Karl von Wied-Kunkel (gest. zu Dierdorf 1824) darauf bedacht war, seinen hartgeprüften Untertanen trotz des eigenen Schadens nach Kräften unter die Arme zu greifen, erkennen wir aus einem den Alten beiliegenden Schreiben desselben vom November 1797, in dem er erklärt, selbst eine Reise zum General Lesebre um Fürsprache für das Land wagen zu wollen: „Wir behaupten, daß es angenehme Pflichterfüllung ist, wenn ich für das Vaterland, welchem ich eigentlich meine Existenz gewidmet habe, durch Aufopferung

derselben mich hingeben kann, wenn ich dadurch es vielleicht vom gänzlichen Ruin retten kann. Gerne will ich mich, wenn es sein muß, als Geißel mitschleppen lassen. Abzinsen sollen, um unser armes Land zu retten, wenn alle Mittel fehlschlagen, alle unsere Meubles preis gegeben werden. Dieses ist Unser ausdrücklicher Wille.“

Die Bierbrauereien Nassaus im Jahre 1858.

Von Ch. Schüler.

Um die Staatseinnahmen mit den von Jahr zu Jahr steigenden Ausgaben im Einklang zu erhalten, schlugen 1858 die Landstände der Staatsregierung die Einführung einer Biersteuer vor, die in den benachbarten Zollvereinsstaaten unter diesem oder jenem Namen bereits bestand. In Preußen, wo von einem Zentner Malzschrot 16 Groschen erhoben wurden, war sie am niedrigsten, denn es kamen auf die Ohm Bier etwa 49 Kreuzer. In Baden wurde als Abgabe und Oktroi eine Kesselsteuer gezahlt, die sich auf etwa 1 fl. von der Ohm Bier belief. In Bayern entrichteten die Bierbrauer vom Scheffel eingesprengten Malzes 5 fl. und vom Scheffel trockenen Malzes 5 fl. 50 kr. als Aufschlag; da von einem Scheffel Malz 6 Eimer Sommer- oder 7 Eimer Winterbier, der Eimer zu 64 Maß, gebraut werden durften, berechnete sich die Biersteuer von einer Ohm auf etwa 1 fl. 15 kr. Die freie Stadt Frankfurt ließ sich von 160 Pfund Gerste 1 fl. 44 kr. und von einem Zentner Malz 1 fl. 20 kr. als Eingangsgebühr entrichten. Im benachbarten Großherzogtum Hessen war 1852 eine Kesselsteuer von 1 fl. 20 kr. von der Ohm eingeführt und diese 1857 auf 1 fl. 40 kr. erhöht worden.

Nur widerstrebend ging die nassauische Regierung auf den Vorschlag ein, weil sie das noch recht rückständige Braugewerbe in seiner Entwicklung zu hemmen fürchtete. Wohl bestanden bei einer Gesamtbevölkerung des Landes von 428237 Köpfen 238 Bierbrauereien, sie stellten aber nach eigener Angabe jährlich nur 34968 Ohm Bier her. Zu Gerborn allein gab es nicht weniger als 26 Brauereien, in Dillenburg 18, in Diez 10, in Limburg 9, in Idstein und Oberursel je 7, in Königstein, Offenbach (Amts Herborn), Weilburg, Westerburg und Wiesbaden je 5, in Lamsberg 4, in Viebrich a. Rh., Vornig, Eltville, Haiger, Höchst, Lorch, Nassau, Kunkel, Schönbach, Weilmünster und Wintel je 3, in Eiershausen, Eppstein, Flörsheim, Geisenheim, Glashütten, Habamar, Hochheim, Holzappel, Kirberg, Lausfelden, Montabaur, Oestrich, Rüdesheim, Struth, Urmay, Usingen und Würges je 2. Die übrigen 65 verteilten sich auf ebensoviele kleinere Orte; denn von den noch nicht genannten Amtsorten waren Braubach, Marienberg, Rennerod und Selters ohne Brauerei.

Während einige wenige aller Brauereien weit über das Durchschnittsmaß von 150 Ohm im Jahr herstellten, produzierten viele derselben im Jahr eine kaum nennenswerte Quantität, so die 5 Brauereien des Steueramtsbezirks Hochheim nur 60 Ohm, die 5 des Steueramtsbezirks St. Goarshausen 72 Ohm, eine zu Niederlahnstein 40 Ohm, die 5 zu Eltville und Erbach 285 und 2 zu Oestrich 170 Ohm. Auch die 35 Brauereien des Steueramtsbezirks Herborn lieferten nur 3320 Ohm, die 13 des Steueramtsbezirks Limburg schon 5525 Ohm. Den stärksten Bierkonsum wies die Stadt Wiesbaden nach; zu den 3916 Ohm, die die 5 Brauereien im Jahre 1857 herstellten, wurden 5828 Ohm von auswärts eingeführt, ungerechnet der von der Garnison in den Kasernen verbrauchten Mengen, die sich nicht feststellen ließen, weil sie abziesfrei waren.

Die überwiegende Mehrheit der Brauereien befaßte sich nur mit der Bereitung von obergärrigem Bier durch Bottich- oder Spundgärung, das zu $1\frac{1}{2}$ bis 2 kr. im Schoppen verkauft wurde. Zu einem Kessel mit 18 Ohm Rauminhalt, in dem 11 Ohm Bier gewonnen wurden, verwendete man angeblich 5 Zentner Malz à $5\frac{1}{2}$ fl., 8 Pfund Hopfen à 2 fl., für Feuerung 7 fl., für Arbeitslohn und Freitrunf 4 fl., so daß nach Abzug von 5 fl. als Erlös aus dem Malzfutter 49 fl. 30 kr. Herstellungskosten blieben. Der Verkaufspreis von der Ohm betrug 5 fl. 30 kr., der Erlös von 11 Ohm also 60 fl. 30 kr. und der Gewinn vom Gebräu 11 Gulden.

Das untergärrige Bier wurde gewöhnlich in Kesseln von 25 Ohm Rauminhalt gebraut, die 17 Ohm abfüllbares Getränk ergaben. Zu diesem Gebräu waren nötig: 12 Zentner Malz à $5\frac{1}{2}$ fl. = 66 fl., 25 Pfd. Hopfen

a 2 fl. = 50 fl., für Feuerung 14 fl., für Arbeitslohn und Freitrunf 7 fl., für Fässer, Fuhrwert u. a. 45 fr. per Ohm = 12 fl. 45 fr., in Summa 149 fl. 45 fr. Davon gingen als Einnahme für Malzfutter 15 fl. ab, so daß der Aufwand für ein Gebräu 134 fl. 45 fr. betrug. Da die Ohm untergäriges Bier für 14 fl., 17 Ohm für 238 fl. verkauft wurden, so erbrachte das Gebräu einen Gewinn von 103 fl. 15 fr. — Dieses untergärige Bier wurde von den Produzenten mit Vorliebe als das „schwere“, auf bayrische Art gebraute Bier bezeichnet, während die Konsumenten behaupteten, daß es weit davon entfernt sei, ein der Gesundheit zuträgliches Getränk genannt zu werden, das im Weingeist den erregenden, im Malzextrakt den nährenden, im Bitterstoff des Hopfens den den Magen stärkenden und die Verdauung fördernden und in der Kohlen-säure den erfrischenden Bestandteil haben müsse.

Um einen Anhalt für die Höhe der Besteuerung zu haben, nahm man die angegebene Biererzeugung im Verjogtum als zu niedrig im Jahr zu 48000 Ohm an, und die Menge des von auswärts eingeführten Bieres zu 12000 Ohm und die Ausfuhr, die fast nur von Limburg und Nassau nach Rheinpreußen stattfand, zu 1800 Ohm. Bei einem Steuersatz von 1 fl. 40 fr. von der Ohm des im Land gebrauchten und des eingeführten Bieres und einer Steuer rückvergütung von 1 fl. 5 fr. von der Ohm des ausgeführten Bieres berechnete sich der Steuerertrag auf 98050 Gulden im Jahr, was auf den Kopf der Bevölkerung von 428 237 Seelen fast 13 $\frac{3}{4}$ fr. ausmachte.

Gegen diese Höhe und überhaupt gegen die Steuer erhoben sich von verschiedenen Seiten Bedenken und Beschwerden. Besonders wehrten sich die fünf Wiesbadener Bierbrauer Chr. Bücher, G. Bücher, Karl Müller, Anton Kögler und Philipp Müller, weil sie bereits 1 fl. 30 fr. städtische Abgabe von der Ohm entrichteten; der übliche Bierpreis von 4 fr. für den Schoppen Jung- und 5 fr. für den Schoppen Lagerbier könne bei der neuen Steuer nicht länger aufrecht erhalten bleiben, und es werde sich zeigen, daß der Branntweinkonsum, den man durch die Einführung einer Branntweinsteuer einzuschränken sich bemüht habe, nunmehr zum Schaden des Bierkonsums wieder ausleben werde. Auch die drei Brauer zu Viebrich-Mosbach G. Frid, L. Ruth und G. Seppenheimer, sowie C. Prinz aus der Wolfshöhe als Brauereibesitzer zu Camberg gaben zu bedenken, daß man sich in Nassau erst seit 10 Jahren mit der Bereitung der schweren, sogenannten bayerischen Biere befasse, die durch die Steuer wieder zum Stillstand kommen müsse zum Nutzen der großen Bierbrauereien zu Frankfurt, Kassel, Mannheim, Bisingen, Aschaffenburg, Neuwid usw., die durch ihre bequeme Lage an den Eisenbahnen und Wasserstraßen ihre Bedarfsgegenstände billiger erlangen könnten.

Nach Prüfung aller dieser Einwände und der Vorschläge zur verschiedenartigen Besteuerung des obergärigen und des untergärigen Bieres kam das Biersteuergesetz vom 23. Juli 1859 zustande, das von der Ohm des im Inlande bereiteten und von der Ohm des eingeführten Bieres 1 fl. 20 fr. für den Staat verlangte und für die Ohm des ausgeführten Bieres 52 fr. Steuer rückvergütung gewährte. Den Klagen der Brauer von obergärigem Bier gab man nachträglich Gehör und befreite diese von 1860 ab von der Entrichtung der Gewerbesteuer.

Jedermann in Nassau durfte nunmehr Bier zum Verkauf bereiten, der nach Maßgabe des Gewerbesteuergesetzes vom 23. Juni 1841 einen Gewerbeschein erlangt hatte, und jedermann durfte auch ohne diesen Bier zum eigenen oder häuslichen Gebrauch herstellen, doch mußte es unter Aufsicht der Steuerbeamten und in gezeichneten Brausefassen geschehen, deren Rauminhalt ohne Rücksicht auf die Füllung zur Versteuerung kam, nachdem 35 Prozent des Rauminhalts für das Einkochen und den Hausstrunk (Arbeitertrunk) in Abzug gebracht waren.

Daß gerade das Gegenteil von der befürchteten Verringerung der Bierbereitung eintrat, ist bekannt: denn die größeren Brauereien Nassaus entstanden erst nach jener Zeit.

Das alt-nassauische Lehrlingswesen.

Wenn heute alljährlich nach Schuljahrschluß an tausende von jungen Leuten die Frage nach einer Berufs-wahl herantritt, so pflegt man in den meisten Fällen den Handwerksberuf heute gegen die sogenannten

„besseren Berufe“ zu unterschätzen. Eine gegenteilige Beurteilung fand das Handwerk im Mittelalter und namentlich im alten Nassau, wo das Kunstwesen blühte.

Das nassauische Kunstwesen hatte freilich mehr als einen Haken; es war mit so vielen Laufseilen versehen, daß es nicht jedem nächstbesten Handwerker gelang, aufgenommen zu werden. Auch der Aufgenommene hatte Pflichten aller Art. Wenn ein fremder Handwerker zuzog und er heiratete eine Meisterswitwe oder Tochter, dann war er zunftbe-rechtigt und durfte ohne „Einschreibgebühr“ sein Ge-werbe ausüben. Im andern Falle hatte er eine erheb-liche Gebühr zu entrichten.

Wollte einer „Meister“ werden, so hatte er sein „Meisterstück“ zu machen. Die Kupferschmiede in Urfel mußten einen Kupfertessel von $\frac{1}{2}$ Ohm Inhalt, aus vier Stücken bestehend, fertigen und einen Doppelschneller (Becher) von $\frac{1}{2}$ Maß aus einem Stück Kupfer liefern. Ein Wagner hatte einen Schiebkarren anzufertigen, „dessen Kasten mit 16 Nägeln zusammenhalten mußte, ohne daß Wasser durch-lief“. Die Tuchwalter mußten ein Stück Tuch fertigen und die Tuchmasse aus zwei Kübeln schöpfen. Die Probe war zweimal gestattet, verfehlte sich aber der Geselle zum dritten Male, dann hatte er die Meisterprüfung für immer an diesem Orte verpaßt und mußte aufs neue wandern.

War also schon das „Meisterwerden“ im alten Nassau keine leichte Sache, so war es die Lehrlingsaufnahme nicht minder. Infolge der damaligen strengen Zunftanschauungen war die Aufnahme von Lehrlingen in jeder Zunft sehr erschwert. Fürs erste hatte der zukünftige Lehrling über seine „eheliche Geburt“, über seine Ehrlichkeit und Red-lichkeit die genauesten Nachweise zu bringen. Nicht nur die Eltern, auch die Großeltern mußten in der Ehe erzeugt sein; war das nicht der Fall, so galt der Junge als „handwerksunfähig“. Man darf sich also nicht wundern, daß es im Mittelalter so manche gealterte Existenzen gab; wer nicht Lehrling werden konnte, wurde gar oft — Land-streicher oder irgend ein fahrender Geselle, der sich freilich vom ehrlichen Handwerksgehilfen sehr unterschied.

Auch die Kinder von Leibeigenen, Frohntnechten, Gerichts-dienern und Nachtwächtern waren handwerksunfähig. Die Einschränkung ging sogar so weit, daß es in einer Zunft-ordnung heißt, jeder, der jemals einen Gehängten abge-schnitten, oder einen Hund oder eine Katze totgeschlagen hat, ist handwerksunfähig. Man mag heute über solche Einrichtungen und Anschauungen lächeln und mit Recht die neue Zeit über die „gute, alte Zeit“ preisen, die an Eingeziehung der Anschauungen das Menschenmögliche leistete. Die Zünfte taten es hier allen anderen Städten zuvor, und sicherlich gruben sie sich durch solche Ent-gleichungen schließlich ihr eigenes Grab.

Der beglaubigte „Ausweis“, den ein Junge, der in Frankfurt das Seilerhandwerk erlernen wollte, von dem Bürgermeister seines Heimatortes im Nassauischen bei-bringen mußte, lautet: „Der Schultzeiß bestätigt dem N. N., daß er ein ehelich geborenes Kind und Sohn ist des Bürgers N. N. und dessen Hausfrau, welche Eheleute allhier ledigen Standes und die Mutter als Jungfrau in Kranz und Stirnband zur Kirche öffentlich gegangen sind. Auch wird bestätigt, daß unser Ort und dessen Bürger vor vielen undenklichen Jahren von ihrem Herrn zu Epp-stein, Graf zu Königstein, ihre Leiber und Mütter dergestalt befreit worden sind, daß sie und ihre Nachkommen, wohin sie wollen, frei ziehen, weiben und mannen mögen und daß, die Leibeigenschaft betreffend, dieser Vater des Jungen keinen nachfolgenden Herrn hat, sondern ganz frei und Niemand's angehörig ist (1603).“

In dem letzteren Passus wird auf die im mittelalter-lichen Nassau recht häufige Leibeigenschaft ange-spielt. Gab es doch ganze Dörfer, die „leibeigen“ waren und nur jenen Orten, denen der Kaiser die Stadtfreiheit verlieh, konnten sich von diesem demütigen Zwang der Frohne befreien. Der Lehrling konnte sich also glücklich preisen, der aus einem nicht „leibeigenen“ Orte stammte und der noch obendrein „ehelich geboren“ war.

Abgesehen von dieser zuweilen immerhin schwierigen Art der „Beglaubigung“ war die Lehrlingsaufnahme auch noch durch hohe Aufnahme- und Einschreibgebühren er-schwert. Bei der Einführung in den Kreis der Hand-werks- und Zunftgenossen mußte der Lehrling auch teure Mahzeiten geben und Wein und Braten spendieren.

Aus alledem erhellt, daß ein Lehrling unserer Tage es heute leichter hat, ein Handwerk zu erlernen, als seine Vorgänger in der „guten alten Zeit“. M. Sarrach.